

Allmachtsphantasien und Idealisierungen

Hanspeter Hongler

Wenn wir uns mit Blick auf die alltägliche pädagogische Praxis mit dem „Spannungsfeld Nähe“ befassen, haben wir es schnell mit zwei grundlegenden Schwierigkeiten zu tun. Zum einen mit der Schwierigkeit, eine pädagogische Beziehung oder Handlung nur schon sprachlich angemessen darzustellen. Je nach Begriffen, die wir verwenden oder Tonalität, die wir anklingen lassen, kann das bei den Zuhörenden ganz unterschiedliche Vorstellungen und Phantasien hervorrufen. Zum andern fällt es oft auch fachlich ungemein schwer, pädagogische Nähe in Hinblick auf ihre Wirkung(en) angemessen beurteilen zu können. Erkennen und Handeln lassen uns oft im Graubereich zwischen Gewissheit und Ungewissheit stehen und machen die inhärente Ambivalenz pädagogischen Denkens und Tuns sichtbar. Schliesslich gehört der Umgang mit Ungewissheit zum Prinzip des sozialpädagogischen Handelns.

Dies auszuhalten fällt den nicht leicht und wird schnell und gerne mit hohen Idealen und moralischen Ansprüchen an die KlientInnen, die KollegInnen, die Vorgesetzten und vor allem auch an sich selbst kompensiert. Wer möchte denn nicht ein guter und von allen geschätzter Sozialpädagoge sein? Wer möchte nicht Gutes bewirken, ein Vorbild sein oder gar ein positives Modell abgeben und als solches erinnert werden?

Das Problem ist nur, dass sich die vielen Ansprüche an das eigene Gutsein und dasjenige Anderer im Alltag längst nicht immer einlösen lässt. Allzu viele „Gestalten des Negativen“ sorgen dafür, dass man immer wieder Rückschläge erlebt oder besser: erleiden muss. Da liegt es nahe, entweder das eigen Gutsein nochmals zu steigern oder zumindest das Negative so schnell wie möglich wieder los zu werden. Die Verführung zu einer „moralischen Kommunikation“ (Schwabe), die möglichst klar zwischen gut und schlecht unterscheidet, liegt dann nahe. Diese „scharfe Klinge“ kann sich gegen die Klienten, gegen KollegInnen aber angesichts illusionärer Ansprüche vor allem auch gegen sich selbst richten.

Dabei könnte eine vertiefte Auseinandersetzung mit dem Negativen – bei den andern, aber auch bei sich selbst – durchaus eine produktive und im Resultat eine positive Wirkung haben. Es wäre dann so, dass man das Negative, mit dem man ja sowieso tagtäglich konfrontiert ist, zunächst einfach einmal akzeptiert und ihm einen unumstösslichen Platz (auch im eigenen) im Leben einräumt. Denn ohne das Negative hat es auch das Positive schwer. Es gibt dazu ein treffliches chinesisches Sprichwort: „Verbirgt sich dein Schatten, schwindet dein Licht“. (Schwabe S. 26).

Setzt man sich nun nicht nur mit dem Negativen bei den KlientInnen, sondern auch mit dem eigenen Negativen, den eigenen Fehlern und dem Ungenügen auseinander, können sich daraus ebenfalls neue Möglichkeiten und Spielräume in der pädagogischen Arbeit eröffnen. Denn wie kann man als Kind oder Jugendlicher lernen, Verantwortung für die eigenen Handlungen zu übernehmen und eigenen Schuldanteile einzugestehen, wenn einem von aussen Schuldhaftigkeit eingebläut oder diese umgekehrt einfach ignoriert wird? Oft sind Erzieher oder Erzieherinnen ja effektiv schuld an den Frustrationen von Kindern oder Jugendlichen, indem sie sich deren Negativem entgegenstellen. Sind die Pädagoginnen dann bereit, „verantwortete Schuld“ (Figdor) zu übernehmen? Und die Schuld nicht auf die eine oder andere subtile Weise am Ende des Tages gleichwohl dem Kind als schlechtes Gewissen in die Schuhe zu schieben? Vor allem, wenn man sich vorher doch schon so lange und so viel in Verständnis haben und Entgegenkommen geübt hat...

Da lohnt es sich vielleicht, sich mit den eigenen dunklen Seiten (Schwabe) auseinanderzusetzen und sich die paradoxe Frage zu stellen, „wieviel Böses man in sich und

auch im eigenen Handeln zulassen muss, um immer wieder auch ein guter Mensch sein zu können?“ (Bittner). Manchmal ist es ja so, dass man sich nach der fünften Provokation und dem dritten ignoriert werden innerlich dermassen ohnmächtig und gekränkt fühlt, dass man beginnt, sein Gegenüber richtig zu hassen, aber kaum wagt, sich diesem Gefühl zu stellen. Schwabe hat eine solche Eskalationsspirale und den möglichen Umgang damit unter Einbezug des eigenen Negativen sehr schön beschrieben: „Du Jugendlicher, kränkst mich, ich nehme das wahr, ich wehre mich entschieden. Du setzt noch einen drauf, aber ich auch und so geraten wir immer wieder in eskalierende Situationen, in denen wir beide aggressiver werden als gewollt und damit beide auch schuldig. Aber dann zeige ich dir, wie ich mit meiner Wut und Schuld umgehe. Ein bisschen selbstkritischer als du und ein bisschen offener und souveräner. Und ich zeige dir, dass ich neben meiner Wut auch noch andere Gefühle für dich empfinde. Dass ich beeindruckt bin von dir, dass du mir auch ein wenig Angst machst und ich Mut brauche, dir entgegenzutreten. (...) Ich überrasche dich damit, weil mein Hass eben nicht das Ende der Beziehung ist, sondern ihr Anfang (...). Gerade weil ich hasse und mir und dir das zugestehe (...) kann ich dir meine Hand ausstrecken. Denn ich bin nicht viel besser als du. Nur ein klein bisschen geübter im Umgang mit explosiven Gefühlen und auch im Wissen und im Spürenkönnen der anderen Seiten“ (Schwabe, S. 39).

Bleibt man mit seinem eigenen Bösen oder Negativen in Kontakt, fällt es vielleicht schwieriger, das eigene überfrachtete Ich-Ideal, die eigenen Idealisierungen und Allmachtswünsche zu befriedigen. Andererseits kann daraus ein reifes und erwachsenes Ich-Ideal erwachsen, das für einen produktiven Umgang mit den Kindern und Jugendlichen in der Sozialpädagogik nötig und hilfreich ist. Ein solches Ich-Ideal versucht gewissermassen die Mitte zu halten, lässt sich nicht mit „Halbgutem“ abspeisen, kann sich aber auch einmal sagen, dass es jetzt wirklich das Beste herausgeholt hat und mit sich zufrieden sein darf. Ein solches Ich-Ideal entwickelt eine gewisse Fähigkeit im Umgang mit Ambivalenzen – auch in Bezug auf eigene Fehler, die unvermeidlich sind und oft den Keim des Positiven im Negativen enthalten können und sich erst auf dieser Basis des einigermaßen gekonnten Umgangs mit Fehlern eine fruchtbare und produktive pädagogische Beziehung entwickelt.

Mit Sicherheit aber bleibt man damit im „Spannungsfeld Nähe“, denn wer sich mit der eigenen Mittelmässigkeit, Fehlern und Ambivalenzen auseinandersetzt, bringt die besten Voraussetzungen mit, diese Spannungen nicht vorzeitig aufzulösen und kann sie als Teil eines unvermeidlichen wechselseitigen Übertragungsprozesses verstehen, ohne welchen Erziehung nicht möglich ist.

Zitierte Quellen:

- Bittner, G. (2016). Drama um ein Kaugummi. Über äussere, verinnerlichte und wirkliche Grenzen. In: B. Ahrbeck, M. Dörr, u.a. (Hrsg.). Innere und äussere Grenzen. S. 14-34. Giessen: Psychosozial Verlag
- Figdor, H. (2012). Wie werden aus Pädagogen ‚Psychoanalytische Pädagogen‘? In: W. Datler, U. Figer-Trescher, J. Gstach (Hrsg.). Psychoanalytisch-pädagogisches Können. Jahrbuch für Psychoanalytische Pädagogik 20. S. 121-156. Giessen: Psychosozial Verlag.
- Schwabe, M. (2017). Die ‚dunklen‘ Seiten der Sozialpädagogik. Ibbenbüren: Münstermann